

Zeitschrift: Schweizerisches Freundschafts-Banner
Band: 4 (1936)
Heft: 1

Artikel: Grenzgeschichte [Fortsetzung]
Autor: Wolf, Willy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-566814>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und man sich langsam zum Aufbruch rüstete. Der „Vorsitzende“ brachte ein dreifaches Hoch aus auf den stets gerechten und gütigen Chef, auf das Blühen und Gedeihen der „Mixa-Werke“ und ein glückliches Jahr für alle. Dann trennte man sich.

„Darf ich dich ein paar Schritte begleiten, Miel?“ fragte Gerold. „Aber gerne“, antwortete dieser und ein Leuchten ging über sein Gesicht.

Wortlos schritten die beiden nebeneinander. Sosehr sich Gerold anstrengte, die richtigen Worte konnte er nicht finden, um mit Manfred ein Gespräch anzufangen. Manfred kam ihm zu Hilfe. Sachte faßte er Gerold an der Hand. Da griff dieser kräftig zu. „Gerold, ich liebe dich!“ Nun war es gescheh'n! Jetzt fand auch Gerold die Sprache wieder und die richtigen Worte, nach denen er vorher umsonst gesucht hatte, sprudelten nur so heraus.

In einem einfachen, aber heimeligen Dachstübchen erschlossen sich zwei Herzen gegenseitig und zwei lebensfrohe Menschen gelobten sich unverbrüchliche Treue und Freundschaft!

Grenzgeschichte

von Willy Wolf

4

„Was macht der Fuß? Ist er wieder ganz in Ordnung, ja? Komm, laß uns ein wenig weitergehen. Heute bin ich Dir ja nicht mehr gefährlich.“ Fedor lächelte dabei. Er legte seinen Arm um die Schulter des Freundes und führte ihn. „Ist es nicht sonderbar“, begann er unterwegs, „daß wir zwei nun an nichts denken, als nur an unser Glück? Wer weiß, ob nicht morgen schon der Fall eintreten kann, daß wir uns mit der Waffe in der Hand gegenüberstehen? Wir beide. Könnten wir das jetzt noch, könnten wir es überhaupt?“ Er schwieg einen Augenblick, dann schüttelte er den Kopf. „Und wenn wir uns nie begegnen wären, wenn wir uns nur in der einzigen Sekunde sehen würden, da das Unglaubliche geschähe, daß — nein, es darf nicht sein, nie und nimmer!“

„Warum wollen wir überhaupt daran denken, Fedor? Ist diese eine Stunde nicht schön genug, um alles Häßliche zu vergessen?“

„Diese Stunde sagst Du, und Du hast recht. Es ist die erste Stunde, die uns gehört, und wert, den Alltag abzustreifen. Aber ist damit die Gefahr des Morgens beseitigt? Nein, gerade heute laß sie uns nicht vergessen, damit wir uns morgen nicht enttäuschen. Wir können keine Fragen aus der Welt schaffen, die eine Antwort verlangen. Wir müssen heute noch wissen, was wir sind, um morgen darnach handeln zu können. Verstehst Du das?“

Aber Felix schwieg. Da wurde Fedor dringlicher. „Verstehst Du das, Felix? Oder glaubst Du um einer Freundschaft willen so viel nicht ertragen zu können? Sage es mir, ich bin Dir nicht böse darum.“ „Muß man denn alles für den Freund opfern können?“ fragte Felix.

„Ehre, Name, alles. Ein Feigling besitzt nur eins auf der Welt: Verachtung!“

Sie gingen weiter, schweigend, kehrten um und standen sich zum Abschied gegenüber. Fedor hielt dem Freunde nicht die Hand hin, ganz kühl und sachlich stand er vor ihm, aber innen zitterte ein liebender Mensch vor der Antwort. Doch da lag auch schon der Kopf seines Freundes an seiner Brust, zwei Arme umschlangen ihn und hielten ihn fest.

„Ich kann nicht anders. Du darfst mich nicht mehr verlassen, Fedor!“ Der aber strich mit der Hand über des Freundes Augen. „Lieber Junge“, sagte er nur und immer wieder „lieber Junge.“

Und dann beim Abschied: „Von nun an aber will ich Dir das Schöne geben, so wenig und so viel ich Dir davon geben kann.“

Die leuchtenden Farben des Herbstes verblichen in den ersten Nachtfrösten. Ein Blatt nach dem andern tropfte in wiegendem Fluge von den Bäumen. Oft riß ein Sturm aber auch gleich unzählige hinweg und trieb sie vor sich her, wirbelnd und flatternd, gleich kranken Seelen im Sturme der Leidenschaften. Es war ein bitterböses Lied des Sterbens, ein wortloses Gleichnis vom Menschenende. Noch blühten die blauen Sterne der Winterastern, noch träumten darüber silberne Herbstfäden hinweg, oder hingen an den gelben Strahlen der Mittagssonne, doch am Morgen lagen sie, von glitzerndem Reif beschwert, über welken Blättern. Ein Hauch von Wehmut lag über allem und übertrug sich auf die Menschen in bangem Fragen nach dem eigenen Wohin.

Nur zwei merken nichts davon, werden von den bangen Fragen nicht berührt. Abend für Abend trafen sie sich, selbst ihre Grenzstreifen hatten sie so einzurichten gewußt, daß sie gemeinsam ihren Dienst verrichteten. In ihren Gesprächen über Heimat und Jugend erwuchs ihnen das äußere Bild des Lebens.

Da erzählte Fedor von seinem Vater, einem Landsmann Tolstoi's, der als Arzt einen guten Ruf hatte und dann als Opfer seiner Spielleidenschaft sich eines frühen Morgens im Kasinogarten von Monte Carlo erschoss. Von der Mutter wußte er kaum mehr als aus einem Bilde herauszulesen war, das er ständig bei sich trug. Sie war eine große Frau mit blonden Haaren und hellen, blauen Augen, aus denen die tiefgründige schweigsame Art ihrer Heimatmenschen im Holsteinischen leuchtete. Sie hatte die Geburt Fedors mit dem Tode bezahlen müssen.

Auch Felix sprach von seinem Vaterhause, der üblich strengen Erziehung in einer deutschen Beamtenfamilie. Es war bis zum Kriege ein Leben nach der Uhr. Dann rückte der Vater ins Feld, fiel vor Verdun, die Mutter zog mit Felix, dem Jüngsten, zu einer verheirateten Tochter. Die strenge Erziehung lockerte sich, ohne daß Felix die Freiheit auszunutzen verstand. Das Leben hatte für ihn erst begonnen, als er Soldat wurde. Der freie Ton unter Menschen seines Alters lockte ihn, nicht der Sinn des Berufes, und so wurde er Freiwilliger in einer Grenzformation.

Von den Begebenheiten in ihrem vergangenen Leben kamen sie auf Wünsche und Hoffnungen für ihre Zukunft zu sprechen. Immer mehr erschlossen sie sich vor einander. Das Land des äußeren Wohlgefallens und das Wissen um ihre Liebe brachte sie mit jedem Zusammensein näher. Trotz allem fanden sie dennoch nicht den Weg zur letzten endgültigen Erfüllung ihrer Freundesliebe. War es zuerst bei Felix die scheue Ehrfurcht vor dem sich immer mehr entfaltendem Geiste Fedors, so war es bei diesem die Freude an der fast knabenhaften Reinheit, die ihm des Freundes Körper und Seele immer liebeswerter machte. Wenn auch schon bei ihren Küssen das Blut wie ein glühender Strom den Körper durchrauschte und ihre Lippen unbesonnen auf Mund Augen brannten, so hielt sie vor dem Letzten, Endgültigen immer noch ein Schamgefühl vor dem Allzumenschlichen zurück.

(Fortsetzung folgt)